

Werner Bauknecht

**TATORT
PLATANENALLEE
TÜBINGEN**

Schwabenkrimi

Oertel+Spörer

Tja, mit so etwas muss man heutzutage rechnen. Das macht das Ganze zwar nicht besser, aber so kann man es zumindest in eine gewisse kulturelle Umgebung setzen. Und die heißt: Völlig egal, wer oder was auf der Strecke bleibt – Hauptsache es führt mich zum Erfolg.

Mich. Immer nur mich.

Sven Raiser war als Schüler auch kein Kind von Traurigkeit gewesen. Aber seine Streiche und die seiner Klassenkameraden waren verglichen mit der heutigen hinterhältigen Energie seiner Schüler und Schülerinnen nichts als Lausbubenstreiche. Er war auf dem Weg nach Hause. Er ging nach dem Unterricht gerne noch einen kleinen Umweg über die Platanenallee. Die lag zwischen den beiden Neckararmen und führte zu seiner Linken an Tübingens touristischer Schokoladenseite vorbei – nämlich entlang der Neckarmauer bis hin zum Hölderlinturm. Streich, fand Raiser, traf das Vergehen seines Schülers eigentlich nicht präzise. Viel mehr handelte es sich um einen astreinen Betrug. Beschiss.

Im Grunde hatte er sich das Lehrerdasein damals, als er sich für dieses Studium entschied, anders vorgestellt. Ganz anders. Schöner. Besser. Vor allem: Befriedigender. Er war dieser Vorstellung des engagierten Pädagogen, der seine Schüler und Schülerinnen zu besseren und klügeren Menschen macht, völlig erlegen. Noch im Studium glaubte er fest an eine, nun ja, eine Art Berufung. Ja, er war der festen Auffassung, zum Lehrer berufen zu sein.

Nein, dieser Meinung über sich und seinen Beruf war er nicht mehr. Das hatte sich schnell geändert. Da war nichts von Leichtigkeit in der Zusammenarbeit mit den Schülern

zu spüren. Eigentlich gab es nicht einmal eine Zusammenarbeit. Klar, manche machten mit im Unterricht, manche wollten gute Noten und mühten sich entsprechend. Bei anderen fragte er sich, was sie überhaupt auf dem Gymnasium zu suchen hatten. Was sie überhaupt auf einer Schule machten.

Gegenseitiger Respekt war nicht vorhanden. Die Schüler respektierten ihn nicht und er nicht die Schüler. Er war den Schülern als Lehrer suspekt und als Mensch unangenehm. Das spürte er täglich.

Einbildung? Eher nicht. Wenn er im Lehrerzimmer die Kollegen und Kolleginnen reden hörte, war ihm das klar. Vielleicht gab es manchmal einen Kollegen, der bei den Jugendlichen gut ankam. Für ihn war das Arschkriecherei. Und diese Kollegen und Kolleginnen wurden eben nicht offen, sondern insgeheim gehasst und verspottet.

Doch das, was er heute entdeckt hatte, war tiefkriminell.

Raiser blieb einen Augenblick stehen und atmete tief durch. Links von ihm, der er Richtung Neckarbrücke marschierte, leuchtete der Hölderlinturm. Bei Nacht waren Strahler auf den runden Anbau gerichtet: das Türmchen.

Als gebürtiger Tübinger hatte es lange gedauert, ehe er das erste Mal den Turm und das Zimmer besichtigte, in dem der Dichter 36 Jahre lebte. Manchmal unterzeichnete der seine wirren Gedichte dieser Zeit mit Namen wie Scardannelli. Raiser hatte oft erlebt, dass echte Tübinger zwar wussten, dass der große Hölderlin hier gelebt und gewohnt hatte, dass er hier gestorben war. Aber das genügte den meisten auch schon. Besichtigt hatten den Turm die wenigsten. Und wer hatte schon »Hyperion« gelesen? Oder, selbst wenn es diesbezüglich Versuche gegeben hatte – wer hatte ihn verstanden?

Raiser lächelte bei dem Gedanken stumm vor sich hin.

Nein, aus seinen Klassen hätte den »Hyperion« wahrscheinlich keiner begriffen. Er sah schon, wie sie das Buch nach wenigen Seiten in die Ecke schleuderten: Sie hätten vermutlich kein Wort verstanden von dem, was sie lasen. Wie dumm die Menschen geworden waren.

Und für dumm hatte dieser vermaledeite Schüler, dieser Jens Kahler, ihn heute auch gehalten. Doch Raiser hatte ihm auf den Kopf zugesagt, dass er betrogen habe. Er hatte ihn gleich nach der Klassenarbeit zu sich nach vorne geholt, während die anderen in die Pause gingen.

»Du hast dir die Aufgaben zu dem Test heute von meinem Computer gezogen«, hatte er gesagt.

Doch der Junge leugnete nicht einmal.

Sagte kein Wort. Und grinste.

Fast hätte Raiser die Fassung verloren und ihm eine reingehauen. Voll auf die Zwölf hatte man früher dazu gesagt. Aber er behielt die Kontrolle über sich. Das kostete ihn viel Anstrengung. Der Junge bemerkte das und sein Grinsen wurde breiter. Frecher.

»Null Punkte«, sagte Raiser und wandte sich ab.

Er spürte, wie ihn jemand an der Schulter festhielt, und drehte sich um. Der Schüler hielt ihn noch immer an der Schulter.

»Finger weg, aber sofort.«

Raiser spürte, wie er rot anlief im Gesicht. Sein Zorn wurde grenzenlos.

»Sie können mir gar nix beweisen«, meinte der Junge. Sein Grinsen war aus dem Gesicht gewischt. Nun sprühten seine Augen voller Wut.

»Kann ich. Ich wusste schon vor der Klausur, dass du mich gehackt hast, aber ich wollte schauen, wie weit du gehst. Jetzt weiß ich es. Ich habe deine IP-Adresse zurückverfolgt. Du machst es einem leicht.«

Der Junge stand vor ihm zitternd vor Wut. Der Lehrer genoss das.

»Ich werde mit deinen Eltern sprechen müssen. Und mit dem Direktor. Ob es da noch zur Versetzung reicht?«

Der Junge schwieg. Raiser triumphierte. Das war ein echter Wirkungstreffer, das mit dem Vater und dem Schulleiter.

»Das geht nicht«, sagte der Schüler dann, flüsterte fast.

Raiser antwortete nicht.

»Das können Sie nicht machen«, fuhr der Junge fort.

»Eben. Das geht nicht, das war doch bloß ein Ausrutscher.«

Raiser drehte sich um. Vor ihm stand ein Mädchen. Eine Schulkameradin des Jungen. Vielleicht seine Freundin? Der Lehrer wusste es nicht. Es war ihm nie aufgefallen, dass die beiden sich besonders gut kannten. Sie musste hereingeschlichen sein und dem Gespräch zugehört haben.

»Du solltest dich da nicht einmischen, das geht nur ihn und mich etwas an«, sagte Raiser.

Er musste stumm lächeln, als er noch einmal an die Situation dachte. Mittlerweile war er auf Höhe der kleinen, geschwungenen Brücke, die zum Uhlanddenkmal führte in der Uhlandstraße. Die Tübinger Straße der Gymnasien. Ah, nannte man sie nicht den Indianersteg, die kleine Brücke?

Schließlich hatte er die beiden weggeschickt. Aber er hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass er in der Sache nicht nachgeben würde. Zumindest mit den Eltern des Jungen würde er reden.

Der Schrei kam unvermittelt.

Laut war er, drängend. Und er klang, als sei der Mensch, von dem er stammte, nicht weit entfernt von ihm. Tatsächlich waren es vielleicht gerade mal dreißig Meter, die zwischen ihm und Raiser lagen. Der sah nämlich in kurzer Entfernung, wie zwei Menschen miteinander rangen, und der

eine der beiden gerade schreiend zu Boden ging. Der andere warf sich auf ihn. Hob die Hände, schloss sie zu Fäusten, ließ sie auf Körper und Gesicht des unten liegenden Mannes heruntersausen.

Raiser war jetzt noch etwa 15, 20 Meter entfernt.

»Hören Sie sofort auf, den Mann zu schlagen«, rief er. »Lassen Sie ihn los, sonst passiert was. Sie sind ja wahnsinnig.«

Raiser schwieg. Schloss ruckartig seinen Mund. Was machst du denn, dachte er erschrocken, was mischst du dich denn da ein? Das geht dich doch nichts an. Lass bloß die Finger weg. Du bist doch eigentlich ein Feigling.

Sara Kessler spürte den Schmerz noch immer. Sie strich sich mit den Fingerspitzen der rechten Hand über ihr Auge. Ganz leicht bloß. Aber auch das reichte bereits, um leicht zusammenzuzucken. Ja, dieses Mal hatte Wolfgang richtig gut getroffen. Stark und präzise. Hatte ihr Auge mit seiner geballten Faust voll erwischt. Manchmal, wenn er richtig betrunken war, traf er nicht so präzise. Da streifte er sie öfter mal bloß und ließ es danach bleiben. Aber heute Abend hatte er Gefallen daran gefunden, sie als Punchingball zu benutzen. Gleich der erste Schlag gegen ihre Brust saß perfekt. Sie war zurückgetaumelt. Für ihn hatte das wohl wie eine Einladung ausgesehen. Denn er folgte ihr nach, holte erneut aus und traf sie an der Schulter. Der dritte Schlag schließlich war der auf das Auge.

Der Klassiker der verprügelten Frau. Der Schlag, den man am nächsten Tag immer unter einer großen Sonnenbrille verstecken musste. Also im Film zumindest. In der Wirklichkeit kam man so nicht durch den Tag. Da glänzte

das Veilchen auf dem Auge, und die Fragen kamen. Ehrlich gesagt, konnte sie sich nicht so recht erklären, warum sie immer log. Warum sie nicht einfach zugab, dass ihr Mann ihr eine reingehauen hatte und dass er das regelmäßig tat. Dabei ahnte sie, dass sie den anderen – ihren Freundinnen, Nachbarn, den Kindern – erzählen konnte, was sie wollte – sie wussten bereits Bescheid, ihre mitleidigen Blicke sagten alles.

Vielleicht, überlegte sie, wäre meine Scham noch größer, wenn ich es vor den anderen aussprechen würde. Wenn ich schweige, dann tun alle so, als wäre nichts. Obwohl wir es alle besser wissen.

Sara Kessler war ziellos über die Neckarbrücke gegangen. Dann stieg sie die Stufen in die Platanenallee hinab. Vielleicht war es die Dunkelheit, die Abgeschiedenheit, die sie anzog.

Einfach mal ihre Ruhe haben.

Nachdenken. Wie geht es weiter? Was kann ich tun? Kann ich überhaupt etwas tun, um diesem Leben zu entkommen? Ausweg Karibik? Zu ihrem Vater auswandern nach Jamaika? Ausgerechnet zu dem, der sie beide hatte sitzen lassen damals. Der es in dem kalten Land nicht ausgehalten hatte mit einer Frau und einem Kind, die er kaum verhalten konnte mit seinen Gelegenheitsjobs. Der immer sagte, als Dunkelhäutiger bekomme er keine besseren Jobs in diesem Land. Und der schon morgens anfang zu trinken.

Sonst hielte er dieses Leben nicht aus, hatte er behauptet. Und hatte dann den nächsten Job verloren. Und eines Tages war er weg. Es gab nur noch eine einzige Nachricht von ihm – eine Karte aus Jamaika. Es ginge ihm gut, stand darauf. Und das war es dann.

Die Lampen von der gegenüberliegenden Neckarmauer leuchteten herüber. Sie betrachtete ihren eigenen Schatten,

der sie zu begleiten schien. Der Schmerz im Auge ließ nach. Sie konnte wieder klarer denken. Aber selbst das führte zu keiner Antwort auf die Frage: Was konnte sie als Nächstes tun? Der Abend, die Nacht waren nicht endlos. Was geschah danach? Was erwartete sie zu Hause?

Entschuldigungen, vermutlich. Wenn Wolfgang das Auge sah am Morgen, wenn er wach war und nüchtern, entschuldigte er sich höchstwahrscheinlich. Und würde dann sagen, sie habe ihn aber auch zu sehr provoziert. Da habe er ganz kurz mal die Nerven verloren.

Zuerst konnte sie den Schrei nicht genau herleiten. Erst beim zweiten Mal entdeckte sie, nicht weit entfernt, wie zwei Männer miteinander rangen. Einer der beiden, der Kleinere, schlug auf den anderen ein. Oder war das ein Messer in dessen Hand? Es war zu weit weg und zu dunkel, um das genau zu erkennen. Aber das Schreien des einen Mannes dröhnte in ihren Ohren.

Sie ging ein paar Schritte auf die beiden zu. Inzwischen lag der Größere der beiden Männer auf dem Boden, der andere lag auf ihm. Der unten Liegende winselte nur noch. Ein hohes Winseln, bei dem Sara eine Gänsehaut bekam.

»He, du, lass den Mann los, aber gleich«, rief Sara spontan.

Sie hatte nichts überlegt, die Worte sprudelten aus ihr heraus. Mit einem Indianergeheul bewegte sie sich in Richtung der beiden Kämpfenden. Sie hatte Lust, sich in diese Auseinandersetzung einzumischen. Was konnte ihr schon noch passieren?

Seit der blöden Pandemie hatte Jens Pflüger abends nichts mehr zu tun. Das Lokal, in dem er bediente, hatte geschlossen. Lockdown. Tagsüber gab der Chef im Straßenverkauf Mahlzeiten durch eine kleine Luke an der Eingangstür heraus. Damit versuchte er, ein paar Euro für die Pacht zusammenzukratzen. Ein Tropfen Wasser auf den heißen Stein, hatte er selbst gesagt. Er kassierte Unterstützung vom Staat, Corona-Hilfen. Aber auch das reichte nirgendwo hin. Zumindest reichte es nicht aus, um Pflüger zu beschäftigen. Aber wenigstens hatte sein Chef eine Aufgabe. Immer noch besser, als zu Hause zu sitzen und TV-Nachmittagsserien anzugucken. Oder in Amazon Prime herumzustöbern, ob man nicht einen Film oder eine passende Serie fand.

Jens Pflüger hatte leider gar nichts zu tun. Er hatte auch kein Amazon-Abo. Und sein TV-Bildschirm mit den 24 Zoll war so klein, dass es kein Vergnügen war, sich da Filme anzuschauen. Er war auch nicht der große Leser, der jetzt all die Bücher las, die er sich schon immer vorgenommen hatte. Nee, das war nicht sein Ding. Sein Ding war die Gastronomie. Natürlich nicht der Teil, bei dem er als Kellner oder Aushilfskoch herumkasperte. Er sah sich langfristig in der eigenen Kneipe. In der eigenen Bar. Kein großes Gourmet-Angebot, kleine Häppchen bloß. Dafür tolle Drinks, gute Musik, viel Atmosphäre und ein hippestes Publikum. Na ja, hip. Nicht so was wie die Parvenüs, die von Papis Kohle lebten und den großen Zampano mit der großen Klappe spielten. Also eher coole Typen und Frauen. Solche, die einen guten Spruch, einen speziell gemixten Drink liebten und auftraten wie Billy Bob Thornton. Der coole Billy Bob.

Er war eine Weile am Neckarufer gestanden und hatte hinüber geschaut auf die Mauer und die beleuchteten Fenster der Häuser an der Neckarfront.

Es war schön ruhig. Er konnte träumen. Den eigenen Gedanken nachhängen. Nein, dachte er, mit 30 Jahren ist man noch nicht zu alt, um zu träumen. Er sah ein hell erleuchtetes Lokal vor sich, im Hintergrund rauschte das Meer und der Mond ging unter. So ein Kitsch, musste er selbst leise lachen.

Der Schrei ließ ihn zusammenzucken. Er kam unerwartet, mitten in seinen karibischen Sonnenuntergang hinein. Jens musste sich erst orientieren. Er drehte sich einmal im Kreis und wartete. Dann kam erneut der Schrei. Jens kniff die Augen zusammen und starrte in die Tiefe der Platanenallee. Ein schmaler Lichtschein fiel auf die Flaniermeile zwischen den beiden Platanenreihen.

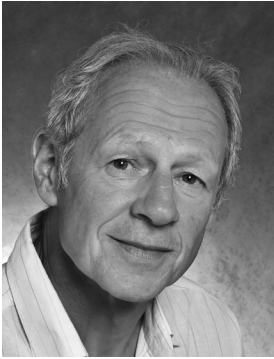
Dort sah er zwei Menschen, zwei Männer offensichtlich, die miteinander kämpften. Einer der beiden fiel gerade zu Boden und der andere kniete sich über ihn. Der Mann, der unten lag, schrie erneut. Pflüger machte ein, zwei schnelle Schritte in Richtung der Männer. Dann blieb er abrupt stehen. Das geht mich nichts an, dachte er.

Wieder ein Schrei, dann ein lautes Gestöhne.

Ich halte das nicht aus, stellte Jens fest. Ich muss handeln. Er bewegte sich auf die Männer zu, immer schneller werdend.

»Lass den Mann in Ruhe«, rief er.

Aus dem Augenwinkel nahm er wahr, dass von der anderen Seite, links neben ihm, sich ebenfalls jemand auf die beiden Kämpfenden zu bewegte. Und auch von vorne, aus dem dunklen Teil der Allee heraus, eilte eine schattenhafte Gestalt auf die Szene zu. Merkwürdig, dachte Jens.

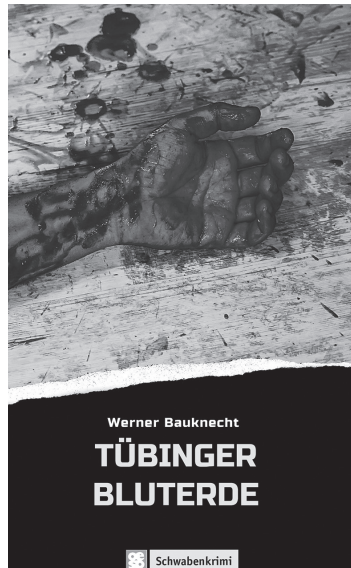


Werner Bauknecht

... ist in Tübingen geboren. Er hat in München erfolgreich Soziologie, BWL und Politik studiert. Nach Aufgaben als IT-Trainer und Leiter Controlling in einem Stuttgarter Unternehmen arbeitet er seit 2000 als Journalist und Autor. Er schreibt Theaterstücke, Krimis und Romane und wohnt mit seiner

Familie in Wurmlingen.

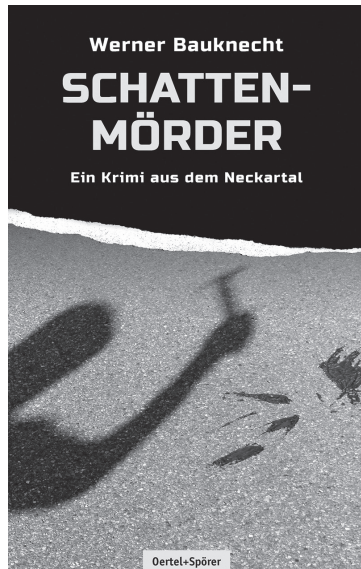
»Tatort Platanenallee« ist der sechste Regionalkrimi des Autors mit Kommissar Christian Löffler.



Da staunt der Platzwart im Tübinger SV 03-Stadion nicht schlecht. Als er morgens seine Runde macht, liegt eine Leiche direkt neben der Laufbahn. Der Mann wurde grausam erschlagen, in seiner Hand befindet sich zerdrückte Erde. Kommissar Christian Löffler tappt im Dunkeln. Auch eine zweite Leiche wird gefunden, nicht weit vom Tatort der ersten entfernt. Hat das alles etwas mit den Grundstückskäufen zu tun, die manche Menschen reich machen können? Oder warum hat auch der zweite Tote Erde in seiner Faust? Die Kommissare suchen fieberhaft nach einer Spur, einem Motiv. Als dann auch noch ein Teammitglied den Unfalltod seiner Partnerin hinnehmen muss, macht sich Verzweiflung im Team breit. Es bleibt nur noch eine Möglichkeit: Man muss dem Täter eine Falle stellen.

ISBN 978-3-96555-028-5 | 11,95 EUR

Auch als  9,49 Euro



Am Rande Tübingens wird eine tote Frau gefunden – mit einem Hammer furchtbar verstümmelt. Die Kommissare ermitteln im Umfeld der Frau, aber es gibt keine heiße Spur. Während die Polizei unter der Führung von Hauptkommissar Christian Löffler ratlos vor dem Fall steht, gibt es eine zweite Leiche. Wieder wird das Opfer mit einem Hammer grausig zugerichtet. Auch hier tappen die Ermittler im Dunkeln. Das Morden geht weiter, und am Ende tut sich für die Kommissare ein Abgrund auf. Löffler und sein Team müssen erkennen, dass manche Taten nicht aufzuhalten sind. Denn das Böse taucht da auf, wo man es nicht erwartet.

ISBN 978-3-88627-646-2 | 10,95 Euro

Auch als  8,49 Euro



Dieser Kriminalroman spielt an realen Schauplätzen.
Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden.
Sollten sich dennoch Ähnlichkeiten mit lebenden oder
verstorbenen Personen ergeben, so sind diese rein zufällig
und nicht beabsichtigt. Manche Personen allerdings gibt
es tatsächlich – sie wissen Bescheid, dass sie in diesem Buch
vorkommen.



© Oertel + Spörer Verlags-GmbH + Co. KG 2024
Postfach 16 42 · 72706 Reutlingen
Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild: Barbara Honner © Verkehrsverein Tübingen
Gestaltung: PMP Agentur für Kommunikation, Reutlingen
Lektorat: Bernd Weiler
Schlusskorrektur: Sabine Tochtermann
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o. | Tschechische Republik
ISBN 978-3-96555-176-3



Besuchen Sie unsere Homepage und informieren
Sie sich über unser vielfältiges Verlagsprogramm:
www.oertel-spoerer.de